

Die "Ermitage" in Arlesheim

Autor(en): **Sumpf, August**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **27 (1962-1963)**

Heft 4

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-859500>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Organ der Gesellschaft für Baselbieter Heimatforschung
Vierteljährliche Beilage zum Landschäftler
 Nr. 4 27. Jahrgang September 1963

Inhalt; † August Sumpf, Arlesheim, Die « Ermitage » in Arlesheim - P. Stöcklin, Diegten,
 Zur Geschichte der Kirche von Diegten - † G. Müller, Lausen, Herr und Knecht - Dr. Paul
 Suter, Reigoldswil, Eduard Strübin, Ehrendoktor der Universität Basel

Die « Ermitage » in Arlesheim*

Von *August Sumpf*

Wer in Arlesheim aufgewachsen ist, kennt und liebt seit seinen Kindheitstagen jedes Winkelchen des schattigen Gartens und glaubt sich ohne Wegweiser auszukennen. Diese geheimnisvollen Höhlen, wundersamen Baumgruppen, versonnenen Bänklein und abenteuerlichen Brücklein, all das hat sich ihm eingepägt, und an jedem Winkel haften liebe Erinnerungen an frohe und besinnliche Tage. Gewiss, die Kinder brauchten keine Erklärung und Führung, sie nehmen auf ihre Art Besitz von dem romantischen Spielgrund und bevölkern ihn durch ihre Phantasie mit Rittern und Edelfräuleins, mit Bösewichten in finstern Höhlen und mit Helden auf hohen Söllern. Später dann, wenn der Erwachsene die fremdsprachigen Inschriften deuten will, wenn er zu erfahren sucht, was wohl hinter all den Merkwürdigkeiten stecke, was die Menschen jener Zeit eigentlich gedacht haben und was sie wohl sagen wollten, dann geht es nicht mehr so leicht.

Diese Zeilen wollen den besinnlichen Wanderer durch den Garten geleiten und ihn hie und da zum Verweilen und zum Besinnen einladen. Sie richten sich nicht an jene Hastigen und Lärmigen, die glauben, mit dem Gut der Väter wie mit einem alten Plunder umspringen zu dürfen. Sie hoffen im Gegenteil, jener Heimatliebe zu dienen, die in der Achtung vor aller Schöpfung ihre Quelle hat.

Versetzen wir uns einmal in das Jahr 1762, als der Fürstbischof von Basel seinen Verwandten *Franz Karl von Andlau* als Obervogt über seine deutschen Vogteien Pfeffingen und Birseck einsetzte. Es war keine gute alte Zeit, spürte man doch schon deutlich die kommende Zeitenwende; ja, man redete schon ganz deutlich von der drohenden Revolution. Die Gebildeten lauschten wie verzaubert den Erneuerungsplänen der neuen Propheten aus Frankreich. Selbst

* Dieser Aufsatz ist in Heft 12, 1950 der « Jurablätter » erschienen. Auf Wunsch des Verkehrsvereins Arlesheim wird er in unserer Zeitschrift, vermehrt um ein Kärtchen und einige ergänzende Angaben, abgedruckt. Kärtchen und Quellenangaben erscheinen in der nächsten Nummer.

das ungebildete Volk in Stadt und Land fühlte das Wanken der altehrwürdigen Fundamente von Kirche und Staat. Es begann sich dumpf seiner Kraft bewusst zu werden und tappte mit, wo es neue Ordnung erhoffte. Im Fürstbistum waren es naturgemäss die welschen Bezirke, die den neuen Wind aus Frankreich zuerst in der Nase hatten, während die deutschen Bezirke noch als relativ ruhig gelobt werden konnten. Der neue Regent hatte trotzdem keine ruhige Landpfründe. Es harrten seiner gewichtige und zeitraubende Verwaltungsgeschäfte, und es galt ein vorsichtiges Regiment zu führen.

Nun, der alternde Bischof konnte sich geborgen fühlen, als er dieser fürstlichen Erscheinung das Regiment im Birseck anvertraute. Die Andlau waren eine reichbegüterte Adelsfamilie, die schon seit Jahrhunderten dem Bischof treue Dienste geleistet hatte. Ihre verwandtschaftlichen Beziehungen reichten weit über die Grenzen des Bistums hinaus, und ihre Mittel gestatteten ihnen eine grosszügige Lebensgestaltung, wofür gerade die Ermitage ein beredtes Zeugnis ablegt. Das alte baufällige Schloss, das all die Jahre hindurch den Vögten als Residenz gedient hatte, kam natürlich nicht mehr als Wohnsitz in Frage. So bezog er also gleich das vornehme Flachsländer-Schlösschen, das in der Folge *Andlauer-Hof* geheissen wurde.

Hier nun waltete die feingebildete *Balbina von Andlau, geb. Staal*, als Gattin des Vogtes und sorgte für des Hauses Repräsentationen. Dieses kultiviert geführte Haus bildete sicherlich den gesellschaftlichen Mittelpunkt für die Adelsgeschlechter auf den umliegenden Schlössern und in der Stadt und nicht zuletzt auch für die adeligen Herren des Domkapitels, die sich ausserhalb des Dorfes um die Domkirche herum ein eigentliches Städtchen, eine fürstliche Residenz, hatten errichten lassen. Dass in diesen gebildeten Kreisen Wissenschaft und Kunst eine hohe Pflege fanden, ist wohl selbstverständlich. In diesem Kreise von Künstlern, Gebildeten, hohen Geistlichen, Adeligen und Offizieren ist die Idee zur Ermitage entstanden. Balbina fand in dem Domherrn Heinrich von Ligerz einen künstlerisch und organisatorisch besonders begabten Helfer.

Die Kunst jener Zeit, am augenfälligsten die Baukunst, trug deutlich die Kennzeichen der Zeitenwende. Die Zeit des höfischen Absolutismus, als in Frankreich Kardinal Richelieu und dann Ludwig XIV. regierten «wie der Herrgott in Frankreich», war vorüber. Auf den majestätischen Barock mit seiner prunkvoll geräumigen Würde war das zierlich leichte und heitere Rokoko gefolgt. So zeigt ja auch die Domkirche in ihrer prachtvollen, herrisch streng geformten Fassade den Geist des Barocks, während sich hundert Jahre später im Innern ein zierlich spielerisches Rokoko entfaltete. Die streng gesetzmässige Symmetrie war einem neckischen Spiele mit der Unregelmässigkeit gewichen.

Diese Wandlung in den Bauformen offenbart ja nur einen Umwandlungsprozess, der sich in der Tiefe, auf geistigem Gebiet, abspielte, so dass allüberall die Grundwelle neue Lebensformen aufquellen liess, im gesellschaftlichen Leben wie auch in Kirche und Staat. An die Stelle der einstigen hohen Lebensideen, der grossen sittlichen Impulse, tritt jetzt das unbekümmerte Dahingleiten in spielerischem Raffinement. Die Sittenverderbnis greift unaufhaltsam um sich und wird zur Sündflut, von der man nur noch hofft, dass sie erst die Nachkommen erreiche.

Noch einmal, kurz vor dem Ausbruch der Revolution, bäumt sich etwas auf gegen diesen Zerfall; es ist wie eine letzte Rettungsaktion vor dem Zusammenbruch. Im Grunde ist es nur noch ein müdes Bemühen einer verlebten Gesell-

schaft, ohne Kraft und Hoffnung auf eine wirkliche Wende. Das Raffinement der Sinnlichkeit war verbraucht, man begann wieder von Moral und Tugend zu reden. Die Herrschaften fühlten sogar etwas wie soziales Empfinden und wandten sich liebevoll, wenn auch linkisch, dem Bruder aus dem Volk zu. Ja, man versuchte in jener Zeit des *sentimentalen Naturalismus* erstmals die Erziehung des Volkes und berief sich auf den Genfer Jean-Jacques Rousseau.

In England war man zu dieser überreizten Zeit auf einen ganz nüchternen und praktischen Kult der ländlichen Erholung gekommen. Man wusste sich dort in ländlicher Abgeschlossenheit von den geschäftlichen Anstrengungen auszuruhen. Ein Engländer beschrieb damals die Wonne des «*Englischen Gar-*

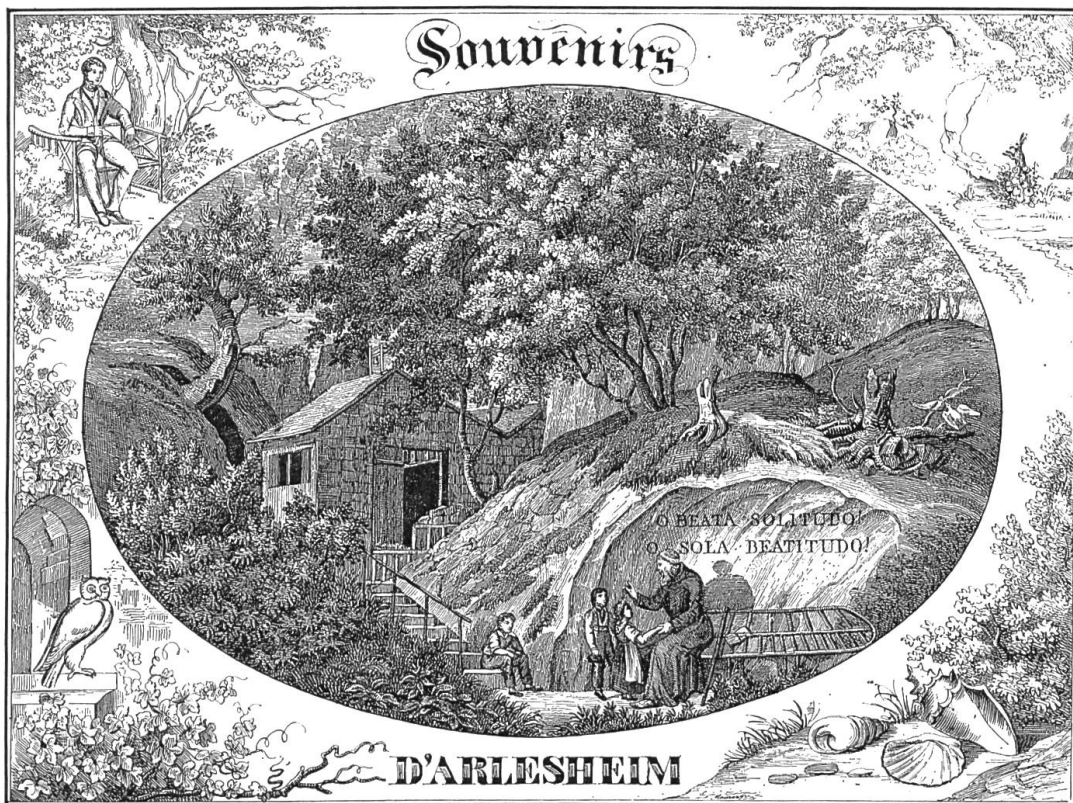


Bild 1. Titelbild der Mappe «Souvenirs d'Arlesheim» der Lithographie Hasler u. Cie. Basel

tens», der ungefähr das Gegenteil war zu dem klassischen Garten von Versailles, der bisher an allen Fürstenthöfen nachgeahmt worden war. Hier, im Englischen Garten, sollte nicht vom Gartenbaumeister die Natur gezwungen und bemeistert werden, sondern die Natur selbst sollte als gestaltende Kraft empfunden werden. Das Menschenwerk hatte möglichst unbemerkt zu bleiben, wie die Arbeit des Regisseurs hinter der Szene.

Das war es nun gerade, worauf jene Zeit gewartet hatte: der Englische Garten wurde grosse Mode. Zwar endeten die meisten Versuche in einem Wirrwarr von Absonderlichkeiten: auf engem Raume wurden Felsen, Teiche, Burgen, Brücken und Tempel angehäuft. Diese lächerlichen Modetorheiten sind mit ihrer Zeit bald wieder verschwunden. Aber der Englische Garten in Arlesheim, auch Solitüde oder Ermitage genannt, hob sich schon damals weit über alle diese Modeschöpfungen und ist heute wohl der bemerkenswerteste Zeuge jenes künstlerischen Schaffens.

Hier in Arlesheim war die Natur selbst dem Erbauer einer solchen Anlage äusserst günstig gesinnt. Bach und Mühle samt Mühleteichen waren schon vorhanden. Der Schlossfelsen mit seinen natürlichen Höhlen konnte durch ländliche Hirtenpfade zugänglich gemacht werden. Matten und Felder gaben die natürliche Weite, und dennoch bildete das enge Tälchen einen abschliessenden Rahmen für das stille, friedliche Idyll. Wahrlich, die Natur selbst lud den Künstler ein, sein Werk ihrer reichen Fülle einzufügen.

Es mögen wohl viele Jahre der Planung vorausgegangen sein, und es haben wohl viele von den kunstverständigen Gästen — Maler, Bildhauer, Dichter — mitgeholfen an dem Werke, bis es im Jahre 1785 endlich seine Verwirklichung erlebte. Dass es sich für jene Zeit um eine europäische Sehenswürdigkeit handelte, geht deutlich aus dem Gästebuch hervor.

Das friedliche Paradies währte trotzdem kaum mehr als eine flüchtige Traumstunde, denn die *Revolution* wälzte sich deutlich vernehmbar näher. Nach vier Jahren schon (1789) gellte jene Schreckensnachricht vom Bastillenkrieg durch alle Fürstenthümer und Schlösser, und nun folgten sich die Hiobsbotschaften auf dem Fuss, so dass das ganze Denken der Herrschaften in Arlesheim auf eigene Sicherheit und auf Flucht gerichtet war.

Der Vogt und die Domherren hatten sich noch vor der eigentlichen Katastrophe ohne Hast in Sicherheit bringen können, so dass am 10. August 1792 niemand die revolutionierenden Soldaten und Bauern hinderte, das Schloss als das Sinnbild der Herrschaft in Asche zu legen. Dabei wurde auch die Ermitage nach Lust und Laune zerstört. Die Arlesheimer haben wohl in Erwartung der neuen Zeit dem alten Schloss keine Träne nachgeweint. Zwar hätte es ihnen selber nicht so pressiert mit der Neuerung, hatten sie sich doch unter den Herrschaften recht wohl gefühlt und von dem reichen Hofleben manchen Vorteil gezogen. Kein Wunder, dass die minder begünstigten Reinacher und Aescher von den kriechenden Arlesheimern als von den «Domherren-Bastern» sprachen. Der Dorfwitz will wissen, dass die Arlesheimer bei der Plünderung zuerst im Hintergrund geblieben seien, und dass sie nur zugriffen, um zu verhindern, dass die Sachen in fremde Hände kämen.

Als 1808 die Revolutionswelle etwas verlaufen war, kehrte der Sohn jenes letzten Vogtes und der Balbina: *Konrad von Andlau* zurück. Als Gouverneur der Alliierten spielte dieser wohl bedeutendste unter den jüngern Andlau eine wichtige politische Rolle. Er hegte sogar die Hoffnung, zwischen Doubs und Birs ein eigenes Fürstentum zu errichten. Die Würfel fielen aber am Wiener Kongress nicht zu seinen Gunsten. Bedeutungsvoll für das Schicksal der Ermitage ist aber, dass dieser Sohn sich sofort daran machte, das Kunstwerk seiner Mutter wieder erstehen zu lassen. Was wir also heute zu Gesicht bekommen, ist grösstenteils die Arbeit des Restaurators, von der gesagt werden muss, dass sie pietätvoll dem Original folgte. Manches aus dem ersten Garten blieb indessen für immer verloren. — 1844 erwarb Sigmund Alioth das ganze Besitztum, das bis heute seinen Nachkommen erhalten blieb, unter denen besonders Emil Kern-Alioth sich mit grossen Opfern um die Erhaltung bemühte.

Beginnen wir unseren *Rundgang* beim Felsentor gegenüber der Mühle. Die lateinische Inschrift am Felsen «*Natura amicis suis*» ist ein Willkommgruss der Natur selbst an ihre Freunde. Wir werden noch viele Inschriften vorfinden und begegnen auf Schritt und Tritt Hinweisen auf antike Sagen und Geschichte. Es ist, als ob das Lob des Altertums aufs neue angestimmt werden sollte.

Während man vermeint, in das Innere der Höhle zu dringen, öffnet sich unerwarteterweise eine Felsentreppe nach oben zum Tageslicht. Wer aber

nochmals beim Hinaufsteigen seitlich in die Höhle nach rechts eindringt, findet zu seiner Verwunderung seinen vorherigen Gefährten zur Linken nun rechts über sich, während er selber auf schwankem Steglein unter ihm steht. — Solche Irrwege und neckische Ueberraschungen gehören durchaus zum Stile des Englischen Gartens.

Zum Englischen Garten gehörten auch die natürlichen *Felsenhöhlen*, wie sie in unserem Garten besonders häufig anzutreffen sind. In den Augen jener Romantiker waren es die Wohnstätten der ersten Menschenfamilien, wie sie uns die antike Sage schildert. Eine im Jahre 1905 durchgeführte wissenschaftliche Erforschung der Höhle auf dem Rittiplatz förderte tatsächlich an die 2000



Bild 2. Der «Rittiplatz» in der «Ermitage»
Nach einer Lithographie von J. J. Siegmund (1807-1881)

Fundgegenstände zu Tage, dazu auch ein Hockergrab. Sie beweisen, dass die Höhle in der Urzeit (Azilien, Magdalénien bis Neolithikum) vielfach als Wohnstätte gedient hatte. — Also hat wieder einmal mehr die Geschichtsforschung nachträglich bestätigt, was die Dichtung voraus geschaut hatte.

Der «*Salamanderteich*» fasst die Rinnsale zusammen, die über den porösen Felsen tropfen. Eine moosige Felsbank ladet zum Verweilen und zum beschaulichen Vertiefen in dieses Spiel der Tropfen ein.

Vor der oberen Höhle ist ein Spielplatz aufgeschüttet worden: «*der Rittiplatz*» (place du carrousel). Hier tummelten sich an festlichen Tagen auch die Burschen und Mädchen des Dorfes, denn es gehörte zu den beglückenden Gefühlen jener Herrschaften, dass sie die Herrlichkeiten der Natur und ihre Freuden auch mit dem niedern Volke teilen konnten. So widerhallte an schönen Sonntagen der ganze Garten von dem muntern Jungvolke. Vom Mühlefelsen her erklang wohl auch das Alphorn, und auf dem grösseren Weiher wiegte

sich ein Kahn mit singenden Burschen und Mädchen. Die «Ritti» auf dem Platze war ein einfaches Balkenkreuz, das in seinem Schnittpunkt auf einem Pfosten als Lager auflag und gedreht werden konnte gleich einem Karussell. Vier Personen konnten an den Balkenenden einen schwankenden Sitz einnehmen, während andere das Ganze in Schwung brachten. Nun galt es, im Fluge einer Schwarzwälder-Figur mit aufgesperrem Maule einen Ball in den Schlund zu werfen. An einem andern Orte sollte ein aufgehängter Reifen durchstochen werden, und wieder anderswo sollte der geschleuderte Pfeil mitten in ein rotes Herz treffen. Ganz Geschickte konnten mit einem Türkensäbel einen Negerkopf von seinem Halse trennen. Der weite Vorraum vor der untiefen Höhle konnte bisweilen eine festliche Tafel mit vierzig Gedecken aufnehmen, während in einer Felsennische eine kleine Musikkapelle Platz fand, die für das festliche Gepräge zu sorgen hatte. Heute erinnert eine schlichte Gedenktafel an die verstorbenen Eltern und Grosseltern der jetzigen Besitzer, an Stabsmajor Achilles Alioth und an seine Gemahlin Lucie Alioth, geb. Franck.

Wir steigen aufwärts zur *Gessnergrotte*. Vom überhängenden Tuffsteinfelsen tropft es durch Farnkraut und Geissblatt. Ein ausgehöhlter Baumstamm sammelt als Brunntrog die Wasser und zwischen moosigem Felsgestein versickert das Bächlein wieder. Man glaubt das Naturbild vor sich zu haben zu einem jener lieblichen Kupferstiche, die einstens der Zürcher *Salomon Gessner* mit zierlichem Stifte hingezaubert hatte. Es fehlt nur noch der neckische Faun in einer versteckten Astgabel, der ein schäkerndes Hirtenpaar belauscht. Gessners Traumlandschaften waren eigentlich nur Zugaben zu seinen Gedichten, in denen er den Zeitgeschmack auf das beste traf. Ja, er war als Malerpoet geradezu eine europäische Grösse und seine Idyllen waren in französischen und italienischen Uebersetzungen noch bekannter als in der deutschen Originalsprache. Für unsern heutigen Geschmack sind sie kaum zu ertragen. Seine Menschengestalten tändeln spielerisch durchs Leben, sie triefen von oberflächlicher frommer Empfindsamkeit. Aber gerade diese Zerflossenheit zwischen christlicher Moral und Sentimentalität, dieses hüllenlose Dahingleiten in einer verschwommenen Schäferwelt ohne deutliche Konturen machte ihn seinen Zeitgenossen so begehrenswert. In der Tiefe der Höhle steht die meterhohe Steinplatte, die ausser seinem Namen eine Leier mit Palette zeigt: es sind die Kennzeichen des Malers, des Sängers und des Dichters.

Dicht daneben, versteckt hinter den Bäumen, lehnt die *Klause des Waldbruders* an die Felsenwand. Vom primitiven Glockenstuhl bimmelt ein helles Glöcklein. Mit andächtigem Schauer nähert man sich dem mit Baumrinde verkleideten Hüttlein und tritt zögernd in das wunderlich düstere Stübchen. Da ist in den Felsen vertieft das harte Mooslager. Dort auf dem Tische ist die Bibel und darum herum liegen die Gebrauchsgegenstände des Waldbruders. Er selbst, der würdige Greis in der braunen Kutte, bewegt Kopf und Arm zu einem würdevollen Grusse. Wenn auch der moderne Besucher überlegen lächelt ob dem Kinderschreck, so wird er sich doch dem Zauber dieser stillen und frommen Klause nicht verschliessen können.

In der ursprünglichen Eremitage war eine Waldbruderfigur als ruhender Pilger mit Wanderstab und Labeflasche dargestellt, der sich an eine Felsennische lehnte. Dieses Bild gab eine gute Vorstellung von den ersten christlichen Glaubensboten, die von Irland her mit Columban und Gallus unser Land durchzogen und an verschiedenen Orten Missions-Stationen errichteten. Aus einer spätern Zeit, aus dem ausgehenden 15. Jahrhundert, kennen wir wieder andere Waldbrüder, die möglicherweise auch unsere Höhlen bewohnt haben könnten.

Es sind jene Mystiker, die auch um Basel herum ein Zentrum hatten. Jene hell-sichtigen und glaubenstarken Naturmenschen, die ausserhalb der Kirche und oft auch im Gegensatz zu ihr eine mystische Gotteserkenntnis suchten, flohen die menschlichen Siedlungen und bevorzugten felsige Einsamkeiten. Schliesslich weisen auch die Ueberreste des Beginenklösterchens hinten im Mönchsgraben auf diese *historischen Waldbrüder*, so dass man füglich an wirkliche Waldbrüder denken darf, die tatsächlich in unseren Höhlen gelebt hatten, lange bevor sich ein künstliches Abbild in diese Gartenanlage fügen sollte, das ja gar nicht eine Erinnerung an jene geschichtlichen Waldbrüder sein will. Vielmehr waren es künstlerische und religiöse Ueberlegungen, die den Künstler



Bild 3. Gessnergrotte und Klausen des Waldbruders
Nach einer Lithographie von J. J. Siegmund (1807-1831)

dazu führten, hier in die Mitte der Anlage und gleichsam als deren Hauptgedanken das Bild des Einsiedlers zu setzen. Da muss man schon an die Kirche jener Zeit denken, die in der machtvollen staatlichen Entwicklung und Entfaltung unter Richelieu und dem Sonnenkönig von Frankreich auf Irrwege geraten war. So goss z. B. der geistreiche Spötter Voltaire giftigen Hohn über eine in Aeusserlichkeiten erstarrte Kirche. Die gebildete Welt, bis hoch hinauf in die Geistlichkeit, billigte irgendwie diese Kritik und kehrte sich ab von den hohl gewordenen kirchlichen Formen. Man wandte sich jetzt dem *frommen Analphabeten* zu, der seinen Glauben nicht aus verwickelten Lehrsätzen zog, sondern in der unberührten Natur auf die Stimme Gottes lauschte. Der Verächter von Pracht und Reichtum erschien ihnen als der wahre Kündler göttlicher Weisheit. — «O beata solitudo, o sola beatitudo», so steht des Weisen Sinnspruch an der Felsenwand. Es ist ein lateinisches Wortspiel, das mit den Worten «einsam» und «glücklich», mit «Alleinsein» und «Glückseligkeit» spielt und die Zufriedenheit des Selbstlosen preist.

Der Pfad steigt nun steil wie ein echter Büsserweg empor, vorbei an einem Muttergottesbild. Und schon wieder neckt uns ein Versteckspiel. Ein *Holzstoss* mit derben Prügeln ist auf der Felsenrippe aufgeschichtet; bei näherem Zusehen öffnet sich aber ein Türlein zu einem allerliebsten Aussichts-Stübchen, das den Blick nach dem Tälchen mit den Weihern frei gibt.

Als «Grotte der Diana» war die enge Felsenkluft ursprünglich bezeichnet, aus der dann der Volksmund «*das Bad des Waldbruders*» gemacht hat. Nun, als Bad ist das feuchte, kühle Loch zu grauslich, wenn man auch dem Unheimlichen allerlei Absonderlichkeiten zutrauen möchte. Eher könnte man den Ort verborgen und geheimnisvoll genug finden, dass er einer Jagdgöttin als kurzes Bad schicklich erscheinen möchte. — Dem letzten der Andlau ist die Grotte als «*Grotte des Verhängnisses*» erschienen. Und auch das hat seinen Grund. Er war sicherlich nicht günstig zu sprechen auf jene Eidgenossen, die ihm erst vor kurzem noch die schönsten Träume zunichte gemacht hatten, indem sie sich in den Besitz des Bistums gesetzt hatten. Jene demokratische Abkehr und Absonderung vom Reich hatte ja just auf jenem Schlachtfelde ihren Sieg gefeiert, auf das der Höhlenausgang zielte, und das man mit den Augen von hier aus gut überblicken konnte. War jene Waffentat von Dornach nicht ein Verhängnis für ihn und sein ganzes Geschlecht! Und so liess er voll Ingrim die Jahreszahl 1499 über den Höhleneingang der Verhängnis-Grotte meisseln. — Doch die Zeit heilt alle Wunden, und heute ist auch jene grimmige Jahrzahl abgebröckelt.

Die «*Rotunde*» ist ein Aussichtsplatz, der auf unserem Weg hinauf zum Schlosse erstmals den Blick frei gibt über das ganze Birseck bis zur Landskron. Solche überraschend sich öffnende Ausblicke gehörten zu den Seligkeiten, die das kundige Malerauge nie müde wurde ausfindig zu machen. Das Kupferstichkabinett in Basel besitzt jene Ansichten von Samuel Birmann, die hier entstanden sind und ahnen lassen, wie wunderbar einst Dom und Dorf vor der weiten, durch Blauen und Vogesen begrenzten Ebene gestanden haben. Inzwischen ist der Wald dichter geworden und versperrt heute die Aussicht.

Nun führt der Weg mitten durch eine ländliche Hütte, die ursprünglich mit Stroh und Schilf bedacht war. Ihr heutiger Zustand lässt kaum mehr ahnen, dass hier einst eine *ländliche Idylle* den Beschauer entzückte: Es war ein Gedicht auf die Wonne und Unschuld ländlich friedlichen Lebens. Ein Altar mit Früchten und Blumen scheint wie von «*Paul et Virginie*» selbst geschmückt worden zu sein. Man errät nicht, dass darunter eine technische Einrichtung verborgen war; denn in Wirklichkeit versteckte und überdachte dieser Altar die Oeffnung zur Lichtspalte der Grabesgrotte, von der später noch die Rede sein wird. Hier, auf einer unteren Terrasse zum Schloss, erhob sich auch eine von Efeu umspinnene *Ruine*, in deren Mauerlöchern die Käuzlein hausten. Es war eine Szenerie, wie sie in keinem Englischen Garten fehlen durfte und hatte dem gefühlvollen Besucher die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen augenfällig zu machen. Die wahre Historie verwandelte bald darauf das Vogteischloss in eine wirkliche Ruine, die nun ihrerseits die Vergänglichkeit viel echter demonstrierte als jene Theaterkulisse, die beschämt in sich versank und heute verschwunden ist.

Eine schön gewölbte Brücke führt uns in die *Schlossruine*, die seit der Restauration nun auch zur Eremitage gehört. Vom Vogteischloss ging beim Brand 1792 hauptsächlich das massive Wohngebäude mit dem Satteldach verloren. Die Schlosskapelle, die auf den Grundmauern eines ehemaligen Torbogens steht, hatte nur wenig gelitten, und glücklicherweise blieb die Vorburg mit

dem Hof des Schaffners und der bemerkenswert schönen Scheune samt dem hübschen Wehrtürmchen unberührt.

In die westliche Ecke der Ruine wurde nun ein «*Rittersaal*» gebaut, der eine bescheidene Vorstellung der einstigen Herrlichkeit geben sollte. Hier war auch die echte Rüstung eines Ritters aufgestellt, eines Ritters aus dem Geschlechte der Andlau, das alleine bei Sempach 13 Mitglieder verloren haben soll. Leider sind die Wappenscheiben und Wandgemälde verschwunden und die heutige Uebertünchung der Wände vermag nicht die Vorstellung des Rittersaales zu geben. Dagegen geben die grossen Gemälde (Guasch) von Samuel

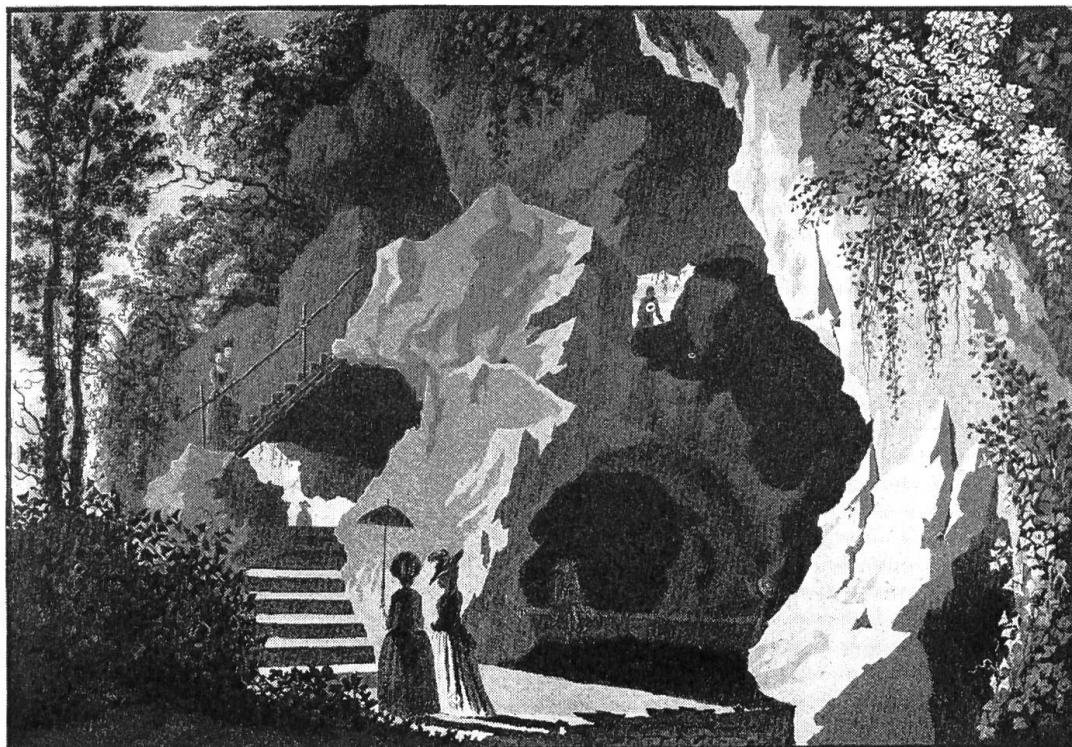


Bild 4. Grotte des Apollo

Nach einer Aquatinta von G. F. Gmelin, herausgegeben von Chr. de Mechel, 1786

Birmann eine treffliche Anschauung unserer Gegend und der Schlossruine um das Jahr 1814.

Die *Schlosskapelle* zeigt schöne, lichte Fresken, die dem freundlich hellen Raume eine heitere, intime Stimmung verleihen. Den *Rundturm* krönte ein geschweiftes Spitzdach. Leider ist bei der Renovation, einer Aussichtsterrasse zuliebe, das Dach unschön verkürzt worden. Das Blechdach mit dem überlebensgrossen Storch als Wetterfahne gehört zu den weniger erfreulichen Neuerungen.

Beim Abstieg nach den Weihern stellen sich uns wieder wilde Felsbrocken in den Weg, aus denen der Dorfbach in der Vorzeit runde Löcher gewaschen hat. Abermals führen Felsentreppehen und Brückchen lustig zum einen Loch hinein und zum andern heraus. Aus einer Nische im Felsen erkennt man die stilisierte Leier mit der Aufschrift: «*Apolini sacrum*». Diese Höhle ist also dem Apollo geweiht, dem Sonnengott, dem auch die geistige Erneuerung und die Weissagung oblag. Man muss wirklich an sein Orakel in Delphi denken, an je-

nen geheimnisvollen Felsenschlund, wo sich die Griechen Weissagungen für ihre künftigen Unternehmungen holten.

Kaum haben wir diesem Felsen-Labyrinth den Rücken gekehrt, lockt uns eine *Hieroglyphentafel* mit wunderlichen Zeichen. Es ist ein Bilderrätsel, das uns fesselt und nicht loslässt, bis wir es entziffert haben. Freilich so leicht gibt es seine Weisheit nicht preis. Sie kann folgendermassen gedeutet werden: Unser hinfälliges Dasein (Rose) erscheint uns wertvoll (Kleinod). Wir bemühen uns (Hand und Fuss), das flüchtige Glück (Rad) festzuhalten. Unsere Sinne (Auge und Ohr) sind irre geleitet (Schlange), wo sie Unvergängliches (Kröte) zu sehen glauben. Ein Bild, das von der Rose bis zur Kröte absteigt: eine müde verneinende Lebensphilosophie! Aber der Obelisk mit dem Bilderrätsel ist nur ein Ueberbleibsel eines *Weisheitstempels*, der hier den ganzen Platz einnahm und zu dem wohl an die zwanzig Spruchtafeln gehörten, die in allen möglichen Sprachen dem Gutmütigen moralisierten. Wie einst unter den griechischen Portalen zu Athen, so sollte hier im Schatten des Waldes der Bürger darüber belehrt werden, was die Weisen aller Zeiten und Länder gedacht und gesprochen haben. Es sind übrigens dieselben Spruchtafeln, die wir schon vorher teils im Holzstoss, teils im Vorraum der Schlosskapelle angetroffen hatten. Bei genauerer Betrachtung finden wir allerdings, dass es sich hier nicht um weltbewegende Sentenzen handelt, sondern um ganz biedere Haussprüche, die wohl zur Hebung der Rechtschaffenheit nützlich erschienen. So heisst es z. B. auf holländisch: «Gutes tun und fröhlich sein, ist die grösste Tugend auf Erden», — was auch auf persisch ungefähr heisst: «Welch eine Schande, zu sterben, ohne Gutes getan zu haben». Und weil Arabien weit weg war, so durfte sein Weiser sogar die soziale Frage etwas antupfen, indem er raisoziert: «Warum ich zu Fuss gehe? — Weil du reitest!» Dem schwizerdütschen Vertreter in diesem Weisheitstempel fiel das Dichten etwas schwer, aber mit Pffiffigkeit brachte er doch vier Zeilen fertig:

Guet ist's und liebli,
wo Fründ bi n en ander sind,
wo keis Interessi,
Liebi nur bind't.

Auch dem griechischen Philosophen *Diogenes*, dem Verächter aller Genussucht, war hier ein Tempel geweiht, von dem allerdings nichts mehr zu finden ist.

Ein besonderes Glanzstück des Gartens war immer die *Grabesgrotte*. Ursprünglich war sie Proserpina, der Göttin der Unterwelt, geweiht, jener Göttin, die in der antiken Sage das Licht in das Reich des Todes und des Verderbens bringt. Dann wurde die antike Sage ins Christliche umgedeutet, und nun ist es die Auferstehung, die Licht bringt in die Finsternis des Todes. Denn der Christ sieht über Tod und Trauer das Licht des ewigen Lebens aufgehen. Wahrlich hat man hier in der Natur einen trefflichen Ort gefunden, an dem dieser Gedanke sinnfällig gestaltet werden konnte. Einstens fand man beim Eintritt, gleichsam als Ueberschrift, «Der Tod in verschiedenen Gestalten» (*Plurima mortis imago*), dazu die Abzeichen des Todes, Fackel, Sense und Sanduhr. An der Stelle dieses einstigen Altars finden wir heute das Grabmal Balbinas, das wohl der greise Heinrich von Ligerz im Jahre ihres Todes 1798 hat errichten lassen. Steigen wir weiter in die Tiefe der Höhle! Es ist die tiefste Höhle in der Eremitage, denn sie wurde mit viel Aufwendung künstlich ausgeräumt. Von einem matten Lichtschein getroffen, finden wir hinten eine Gestalt, die sich aus



Bild 5. Ruine Birseck von Nordwesten, mit Vorhof und Schlosshof
Federzeichnung von C. A. Müller

dem Grabe zu erheben scheint und die sich nach eben diesem Lichtstrahl aus der Höhe auszustrecken scheint. Wir folgen ihrem suchenden Blick in die Höhe; die Höhle weitet sich nach oben aus, und aus einer schmalen Ritze zuoberst im Gewölbe dringt ein heller Tagesschein herunter. «Das Licht, das da dringt in die finstere Grabesnacht». Ein Sinnbild belehrt uns in feiner Weise: eine zerbrochene Sanduhr von einer Schlange umwunden: es ist die Zeit, die von der Ewigkeit überwunden wird. — Wir erinnern uns, dass wir beim Aufstieg zum Schloss unter jenem Altartisch die diskret versteckte Oeffnung zu der Licht spendenden Ritze entdeckt hatten. Man kann sich leicht vorstellen, welche Ueberraschung es für den ahnungslosen Besucher bedeutete, wenn plötzlich aus der Tiefe der Grabesgrotte ein Bläserchor oder ein Gesangchor zu vernehmen war.

Bevor wir den Talboden erreicht haben, treffen wir noch auf das Denkmal für den französischen Dichter *J. J. Delille*, dessen Tod hier «von den Musen und allen Guten beweint» wird, wie uns die lateinische Aufschrift versichert. Es ist ein schlichter, würdiger Gedenkstein auf einem natürlichen Kalkstein-

brocken. Eine Marmortafel zitiert aus seinem Werk eine Stelle, worin der geistliche Dichter seine Freunde bittet, sein Denkmal dereinst nicht in den Lärm der Städte zu setzen, sondern in ein stilles Tal, wie er sie oft besungen. Hohe Bäume sollen es beschatten, und ein Bächlein möge daran vorbei fließen. Wahrlich, seine Freunde hätten den Wunsch des Dichters nicht getreulicher verwirklichen können. J. J. Delille war der Liebling seiner Zeit, dem es gegeben war, das Lob der Gärten in holder Anmut und frommer Güte zu besingen. Voll Dankbarkeit urteilt ein Zeitgenosse: «Wer uns Feld und Wald so innig lieben lehrt, der führt uns auf den Pfad der Tugend» (Qui fait aimer les champs, fait aimer la vertue).

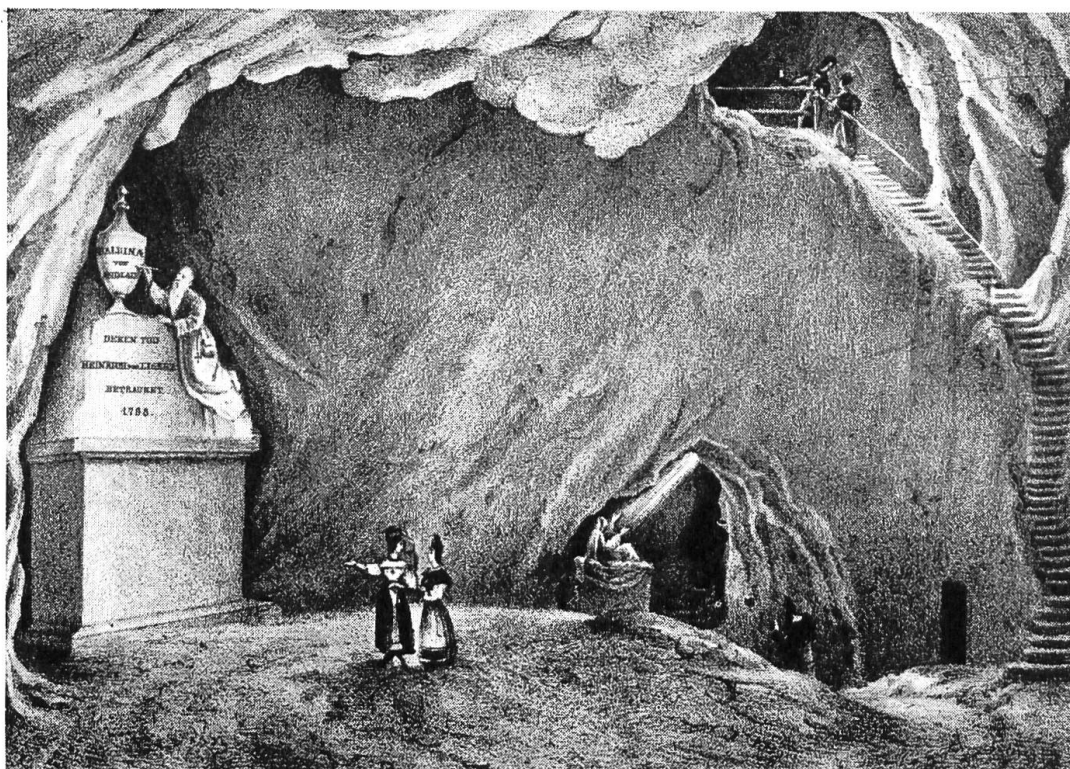


Bild 6. Grabes- oder Auferstehungsgrotte, mit Grabmal der Balbina von Andlau († 1798)
Nach einer Lithographie von J. J. Siegmund (1807-1881)

Hinten in der Talenge zwischen den beiden hinteren Weihern steht die Oele, wo einstens Oel gepresst wurde. Heute heisst das Haus über dem Bach *Waldhaus* und ist etwas wie ein bescheidenes Jagdschlösschen. Es beherbergte einstens den angesehenen Maler Stunz, der in Arlesheim geboren wurde und dem wir die schönsten Bilder der Eremitage verdanken. Auch der *Dreiröhrenbrunnen* unter der mächtigen Eichengruppe am hinteren Weiher ist dem Stile des Gartens vortrefflich angepasst, obwohl er erst 1870 erstellt wurde. Das Gesicht des Erdgeistes oder Fauns mit wildem Barte und Hörnchen auf der Stirn erinnert an die unbezähmte Erdkraft. Aus seinem weiten Munde spendet er verschwenderisch das lebenswichtige Element.

Ein einfaches Gartenhäuschen am Ufer des mittleren Weihers lud noch vor kurzem zum Träumen ein und hiess *Sophienruhe*, denn es war Sophie, geb. Schakemin, der Gattin Konrads gewidmet. Die Einladung am Giebel verhieß in sanften Worten:

Reiche deinen Freudenbecher, holde Einsamkeit
Jedem deiner Freunde, so oft er diese Stelle betritt.

Noch wären verschiedene Heimlichkeiten aufzuzählen, die heute verschwunden sind und von denen wir nur die alten Beschreibungen und durch Bilder Kenntnis haben. Ein *Schweizer-Chalet* am Ufer des Weiher's scheint auf das Volk besonders anziehend gewirkt zu haben. Einzelne Bilder zeigen tanzende Trachtenmaitli und Alphornbläser. An einem anderen Orte erhob sich ein richtiger *Köhlerhaufen*, wie er damals wohl nicht selten im Walde angetroffen wurde. Bei näherem Zuschauen barg er aber in seinem Innern ein nettes Fischerstübchen.

Ein eigenartiger Zauber liegt um die verträumten Weiher an dem geschwätigen Bächlein, um die tiefen Schatten der alten Bäume oder die modrige Luft der Höhlen. Es ist, als ob die gehetzte Menschenseele hier heilende Ruhe trinke.

Einstens haben gebildete Gäste ihren Dank in einer vornehmen Widmung in den Felsen meisseln lassen, einen Dank sowohl an die Natur als auch an den Kunstsinn der Erbauer.

Hospes amice,	Debes industriae
Hasce delicias	Balbinae ab Andlau
Naturae debes	Henrici a Ligertz

MDCCLXXXV

Wir können uns von Herzen diesem Danke anschliessen und nur hoffen, es möge ein gütiges Geschick uns dieses Geschenk erhalten.

Noch hat der Schreiber dieser Zeilen Herrn Dr. Isaac A. Iselin herzlich zu danken dafür, dass er Einsicht nehmen durfte in seine Aufzeichnungen und andere Dokumente des Gutsarchives.

Zur Geschichte der Kirche von Diegten

Von *Peter Stöcklin*

(Fortsetzung)

In den auf die Renovation von 1725 folgenden Jahrzehnten scheute man keine Kosten, die Diegter Kirche in Stand und Ehren zu halten. Nach den Kirchenrechnungen wurde fast in jedem Jahr etwas verbessert. Vor allem mussten zerbrochene Scheiben ersetzt werden; wiederholt steht in den Rechnungen kurz und bündig «dem Glaser» oder «für Glasen», 1749 etwas genauer «dem Glaser Daniel Ritter zu Liechstal für 2 neue Fenster in die Kirchen zu Diegten gemacht», und drei Jahre später «dem Glaser zu Sissach für Scheiben in die Kirchen zu Diegten, so das Wetter verschlagen»⁵⁶. Häufig musste auch das Dach ausgebessert werden, oder der Schreiner hatte Bänke und Stühle zu flicken, 1732 «einen Sitz auf die Cantzel zu machen»⁵⁷; der Schmied wurde aufgeboten, um Bänke zu befestigen, oder er musste Nägel und Spangen liefern; dann und wann wurden dem Maurer einige Tagelöhne für Arbeiten, die nicht näher bezeichnet sind, ausbezahlt. Eine grössere Neuanschaffung war im Jahre 1741 ein «Tächlein ob der Kirchthür»⁵⁸.

Anders wurde es im folgenden Jahrhundert. In der bewegten und unbeständigen Zeit nach der Jahrhundertwende erfahren wir zwar nochmals etwas über Ausbesserungsarbeiten; 1803, im ersten Jahr der von Napoleon der Schweiz aufgezwungenen Mediationsverfassung, lesen wir in einem Brief des Deputatenamtes in Basel an das damalige Damenstift Olsberg, dass Reparaturen an der Diegter Kirche «185 Schweizerfranken 1 Batzen» gekostet haben,